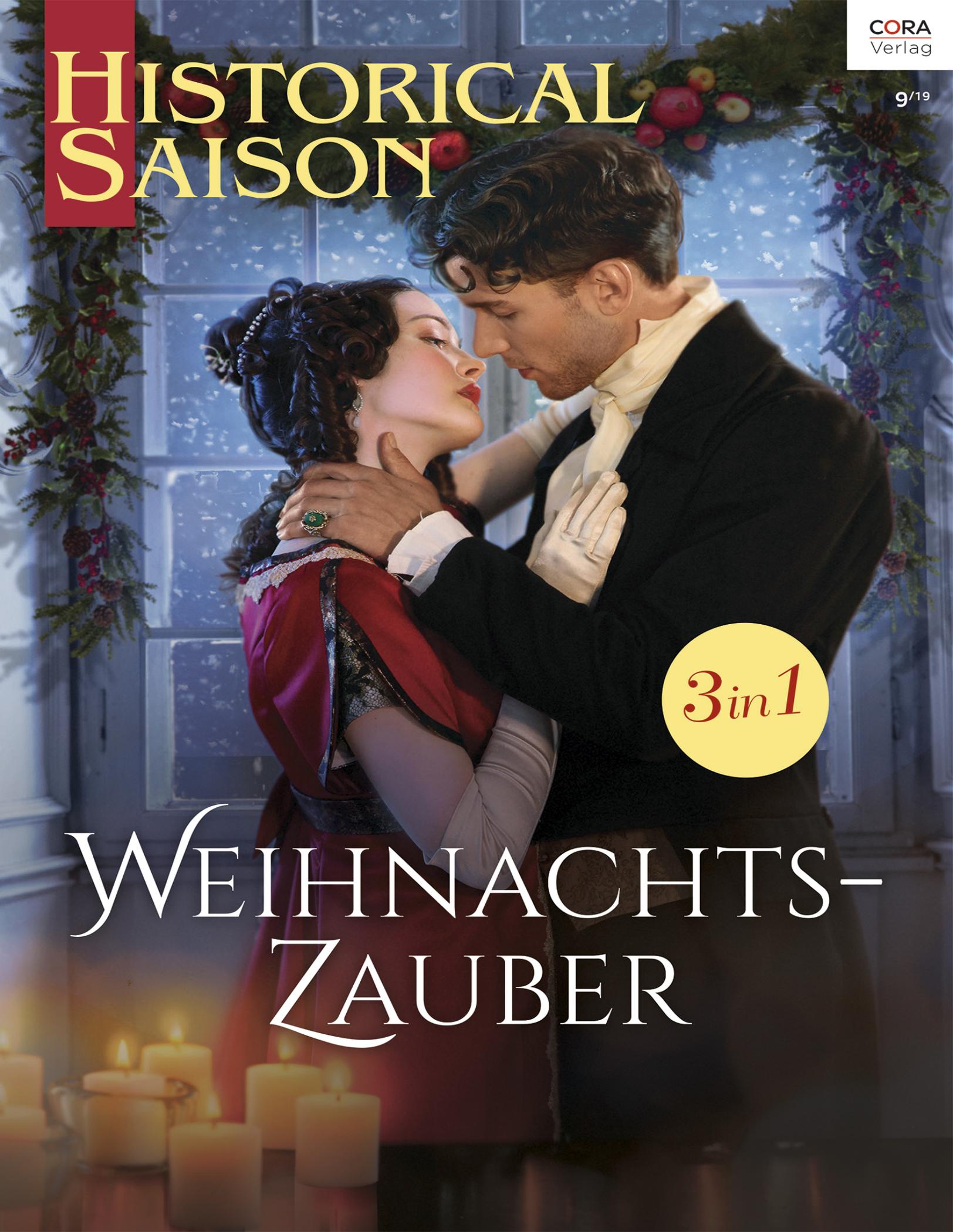


HISTORICAL SAISON

3 in 1

WEIHNACHTS- ZAUBER



*Carla Kelly, Christine Merrill, Helen
Dickson*

HISTORICAL SAISON BAND 68

IMPRESSUM

HISTORICAL SAISON erscheint in der HarperCollins Germany GmbH

CORA
Verlag
Redaktion und Verlag:
Postfach 301161, 20304 Hamburg
Telefon: +49(0) 40/6 36 64 20-0
Fax: +49(0) 711/72 52-399
E-Mail: kundenservice@cora.de

Geschäftsführung: Jürgen Welte
Leitung: Miran Bilic (v. i. S. d. P.)
Produktion: Jennifer Galka
Grafik: Deborah Kuschel (Art Director), Birgit Tonn,
Marina Grothues (Foto)

© Deutsche Erstausgabe in der Reihe HISTORICAL SAISON
Band 68 - 2019 by HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

- © 2017 by Carla Kelly
Originaltitel: „Captain Grey’s Christmas Proposal“
erschienen bei: Mills & Boon, London
Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.à.r.l.
Übersetzung: Barbara Kesper
- © 2017 by Christine Merrill
Originaltitel: „Her Christmas Temptation“
erschienen bei: Mills & Boon, London
Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.à.r.l.
Übersetzung: Barbara Kesper
- © 2015 by Helen Dickson
Originaltitel: „Lord Lansbury’s Christmas Wedding“
erschienen bei: Harlequin Enterprises, Toronto
Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.à.r.l.
Übersetzung: Barbara Kesper

Abbildungen: Harlequin Books S.A., alle Rechte vorbehalten

Veröffentlicht im ePub Format in 10/2019 – die elektronische Ausgabe stimmt mit der Printversion überein.

E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN 9783733737429

Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

CORA-Romane dürfen nicht verliehen oder zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden. Sämtliche Personen dieser Ausgabe sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Weitere Roman-Reihen im CORA Verlag:
BACCARA, BIANCA, JULIA, ROMANA, TIFFANY

Alles über Roman-Neuheiten, Spar-Aktionen, Lesetipps und Gutscheine erhalten Sie in unserem CORA-Shop www.cora.de

Werden Sie Fan vom CORA Verlag auf [Facebook](#).

CARLA KELLY

Ein Fest der Liebe
für den Captain

1. KAPITEL

Plymouth, England, 1. Oktober 1802

Captain Grey, bitte entschuldigen Sie ... Dies hier fand ich unter einer Schachtel in dem Lagerraum, den ich den Offizieren zur Verfügung stelle.“

Mrs. Fillion hielt ihm mit zitternder Hand einen arg ramponierten Brief hin. James legte seinen Suppenlöffel beiseite und nahm ihn entgegen. Eifrig suchte er nach dem Absender. Er mochte ein stoisches Naturell haben, doch unwillkürlich sog er scharf den Atem ein, als er ein einziges Wort sah: Winnings.

„Was? Wie?“ Mehr brachte er nicht heraus. Er hielt den brüchigen Umschlag so vorsichtig, als wäre er ein Relikt aus einer antiken Grabstätte. Seit Napoleon den Krieg begonnen hatte, war Mrs. Fillion, die Besitzerin des „Drake“, so freundlich, ihr Hotel in Plymouth als inoffizielle Post- und Sammelstation zur Verfügung zu stellen. Wenn sie doch nun nur nicht so außer Fassung wäre! Er bedeutete ihr, sich zu setzen.

„Es kam nämlich so“, erzählte sie bedauernd. „Ich hatte eine Schachtel mit den persönlichen Sachen eines armen toten Offiziers auf den Brief gestellt, den ich für Sie verwahrte. Unglücklicherweise habe ich Sie dann jahrelang nicht mehr gesehen.“

„Weil mich diverse Reisen auf die andere Seite der Welt führten“, erklärte er. „Machen Sie sich nur keine Gedanken.“ Er starrte den Umschlag an. „Wissen Sie ungefähr, wie lange der schon da lag?“ Fast fürchtete er sich, ein so morsches Dokument zu öffnen.

Er konnte nicht verhindern, dass er zusammenzuckte, als sie antwortete: „Seit 1791. Auf der Schachtel, die ich daraufstellte, steht seitlich 1792 geschrieben.“ Sie seufzte. „Elf Jahre, Captain. Ich hoffe, es war nichts schrecklich Wichtiges.“

Vermutlich nicht. Als James nach seinem Heiratsantrag, den er Theodora Winnings per Brief gemacht hatte, nichts mehr von ihr hörte, war ihm natürlich klar gewesen, was das bedeutete. Zu jenem Zeitpunkt war er Erster Leutnant gewesen, und da seine berufliche Laufbahn ihn während des überwiegenden Teils des folgenden Jahrzehnts auf der anderen Seite der Welt festhalten würde, war er sich sowieso ein wenig töricht vorgekommen, die süße Teddy Winnings um ihre Hand zu bitten. Danach schlug er sich die Sache aus dem Kopf, außer wenn er zur Wache eingeteilt war, wo er dann genug Zeit hatte, sich über so viel Charme, Wohlwollen und Nächstenliebe in einer so reizenden Gestalt Gedanken zu machen. Und er schob oftmals Wache. Jetzt jedoch musste er Mrs. Fillion aufheitern.

„Quälen Sie sich nicht, Mrs. Fillion“, sagte er, „Ich war frischgebackener Erster Leutnant und machte einer einnehmenden jungen Person in Charleston – das ist in Süd-Carolina – einen Antrag. Per Brief, woran Sie sehen, wie grün ich war.“ Er lachte und hoffte, es klänge echt.

Mrs. Fillion lächelte, was ihn erleichterte. „Captain, wenn die einnehmende junge Person nun zufällig erschiene, wären Sie denn dann kühn genug, sie persönlich um ihre Hand zu bitten?“

„Unwahrscheinlich. Ich bin reife siebenunddreißig Jahre und diene in einem gefährlichen Beruf. Warum *das* einer Frau aufbürden?“

„Sie unterschätzen die Frauen, Captain.“

„Ich habe schon zu lange Glück gehabt.“ Er griff wieder zu seinem Löffel, woraus Mrs. Fillion schließen durfte, dass

sie ihren Rundgang zwischen den anderen Gästen fortsetzen konnte.

Im Speiseraum herrschte weniger Betrieb als sonst. Das lag an dem Friedensvertrag von Amiens, weswegen die meisten Kriegsschiffe in ihren Häfen ankerten und die Offiziere ungemütlich auf Halbsold gesetzt waren, sodass sie knausern mussten, während die Mannschaften, ohne Löhnung einfach an Land entlassen, sogar hungerten. So gut wie sicher würde der Krieg wieder ausbrechen, doch bis dahin bedeutete das, in Häfen wie Plymouth und Portsmouth gab es knappe Zeiten.

James wartete, bis die Wirtin in ein Gespräch mit einem anderen Offizier verwickelt war, ehe er den altersschwachen Brief aufnahm. Elf Jahre – eine zu lange Zeit, um noch zu hoffen, dass der Inhalt zu seinen Gunsten sprach. Welche Glut auch dereinst loderte, sie war längst erloschen, ob Theodoras Antwort nun ja oder nein gelautet hatte.

Seine Zeitung hatte er inzwischen gelesen, doch seine Suppe noch nicht aufgegessen. Er konnte genauso gut schauen, was Teddy vor all diesen Jahren geschrieben hatte. Vorsichtig schnitt er den Umschlag auf und sah missmutig, dass das Papier voller Wasserflecken war.

Ja. Das Wort sprang ihn förmlich an. Mein Gott, sie hat mich geliebt, dachte James. Der Rest des Briefs bestand fast nur aus zerlaufenen Tintenklecksen und war kaum lesbar. Er mühte sich, etwas zu erkennen, und glaubte die Worte ... *du musst erfahren ...* lesen zu können und weiter unten auf der Seite ... *ich hätte ... sollen ...* Die Schachtel, die Mrs. Fillion auf den Brief gestellt hatte, war wohl feucht gewesen. Die Buchstaben waren einfach nicht mehr zu entziffern.

Die Suppe war vergessen; James lehnte sich auf dem Stuhl zurück und starrte aus dem Fenster, wo Herbstregen die Scheiben hinabrann. Einen ersten Blick auf Theodora Winnings hatte er durch die Dunstschleier eines Fiebers

erhascht, so als schaute man vom Grund eines Sees hinauf. Es war sein zweiter Rückfall nach der Ansteckung mit Malaria. Da die Fregatte „Bold“ friedlich im Hafen von Charleston ankerte, hatte der Schiffsarzt ihn an Land geschafft und ihn der gütigen Pflege der Barmherzigen Schwestern überlassen.

An die erste Woche hatte er keinerlei Erinnerung außer der an seinen stinkenden Schweiß und seinen Wunsch zu sterben. Gegen Ende der Woche erinnerte er sich vage an einen Besuch seines Kapitäns, der erklärte, die „Bold“ werde nach Jamaika segeln, jedoch in zwei Monaten zurückkehren. Man hoffe, ihn dann lebend vorzufinden. Der Tod wäre ihm damals lieber gewesen. Selbst in seinem verwirrten Geist wusste er jedoch, dass er vor seinem Kommandeur Derartiges ganz bestimmt nicht äußern durfte.

In der zweiten Woche konnte er sich zumindest aus dem Bett erheben und dem Ruf der Natur folgen – sofern ihn jemand mit festem Griff um die Taille aufrecht hielt. Die Barmherzigen Schwestern waren robuste Frauen, die so zweckmäßig und geschickt mit ihm umgingen, dass sich bald jede Peinlichkeit legte.

In der dritten Woche verspürte er langsam wieder den Reiz zu leben, besonders, wenn Miss Theodora Winnings an seinem Bett saß, ihm die Stirn abtupfte und ihm vorlas. Er war noch zu schlapp, um auf die Worte zu achten, doch er genoss Miss Winnings weichen Südstaatentonfall.

In der Woche darauf brachte er wieder zusammenhängende Sätze zustande und bewunderte heimlich Miss Winnings zarten Teint, ihre dunklen Haare und Augen und ihre vollen Lippen, nicht zu vergessen ihren verlockenden Busen.

„Captain, Ihre Suppe ist bestimmt kalt. Möchten Sie einen Nachschlag?“

„Ah, nein, danke, ich bin satt.“ Er schaute auf den Brief mit den sieben leserlichen Worten. „Mrs. Fillion, sie hat damals Ja gesagt ... vor elf Jahren ...“

Er hätte es ihr nicht erzählen sollen, ihr, die nun einmal die Schachtel auf seinen Brief gestellt hatte. Wie er wusste, hatte Mrs. Fillion vieles erlebt – mit eigenen Kindern, die zur See fuhren, und schlechten Nachrichten, wenn Logiergäste im Dienste von König und Vaterland starben. Nun schwammen ihre Augen in Tränen.

„Hören Sie, Ma'am, weinen Sie nicht meinetwegen“, fügte er hastig hinzu. „Wie es sich ergab, verließen wir Charleston, nachdem mich die ‚Bold‘, die sich mit frischem Proviant versehen hatte, wieder aufsammelte, und kehrten nie zurück. Ich war ein törichter junger Leutnant. Es war uns nicht bestimmt, dass unsere Pfade sich noch einmal kreuzen.“

Das kaufte Mrs. Fillion ihm nicht ab. „So geht es mit der Liebe nicht zu“, behauptete sie. Ärgerlich tupfte sie sich die Tränen fort. „Wenn Sie ihre Antwort gekannt hätten, hätten Sie einen Weg gefunden.“

„Quatsch und Unsinn, Mrs. Fillion“, sagte er entschieden.

Da kannte er die respektheischende Besitzerin des „Drake“ nicht. „Nun hören Sie zu, Captain Grey!“, verlangte sie.

Nicht an Widerworte gewöhnt, gehorchte er.

Mit gedämpfter Stimme, damit die anderen Gäste nichts mitbekamen, sagte sie: „Ich meine, Sie sollten in die Vereinigten Staaten fahren und Miss Winnings suchen.“

„Wozu soll das gut sein, Ma'am?“, fragte er aufgebracht – eher über sich selbst als über sie.

„Sie hat vor elf Jahren Ja gesagt“, erwiderte Mrs. Fillion.

Er wusste, er sah höchst skeptisch drein, doch sanft legte sie ihm eine Hand auf den Arm. „Haben Sie ein wenig Gottvertrauen, Captain.“

Er musste lachen. „Madam, wie die meisten meiner Kollegen bin ich ein so weltlicher Captain, wie Sie ihn in der Flotte nur finden werden. Wir bauen auf die Zeit und die Gezeiten, nicht auf Gottvertrauen.“

„Das glaube ich Ihnen nicht.“ Sie schaute im Raum umher. „Ich bezweifle, dass hier auch nur ein Kapitän oder Leutnant ist, der sich nicht auch auf Gottvertrauen stützt; da können Sie sagen, was Sie wollen.“

Was konnte er dem hinzufügen? Er fühlte sich einem theologischen Streitgespräch mit einer Frau, die sich mit harter Arbeit allein durchs Leben schlug und die er deswegen immer schon bewundert hatte, nicht gewachsen. „Ich werde drüber nachdenken“, brummelte er, dann beugte er sich vor und drückte Mrs. Fillion einen dicken Kuss auf die Wange. Ihnen beiden zuliebe unterließ er es, ihr mehr zu erzählen. Er konnte sich vormachen, es wäre es ihm gelungen, sie zu beruhigen, und sie war freundlich genug, vorzugeben, dass er es geschafft hatte. So funktionierte höfliches Miteinander.

Bestimmt war es klug, nun den Speiseraum zu verlassen und Mrs. Fillion weiteres Unbehagen zu ersparen. Er begab sich zum Spielzimmer und warf einen Blick hinein. Es überraschte ihn nicht, das „Unendliche Whistspiel“ im Gange zu finden. Wer es so benannt hatte, wusste er nicht, doch während der gesamten Kriegszeit hatten sich immer ein paar Männer hier am Kartentisch zu dem Spiel zusammengefunden, wenn ihre Schiffe im Hafen vor Anker lagen. Einige Offiziere zogen Backgammon vor, und auch dafür stand ein Tisch bereit.

Gegenüber von Leutnant Chardon, dem Sohn französischer Emigranten, war ein Stuhl frei. Der junge Mann suchte noch nach einem Partner. Die Partner der Gegenpartei, beide gute Whistspieler, hatten ihre Plätze schon eingenommen.

„Captain Grey, wollen Sie zusammen mit mir spielen?“, fragte der Leutnant.

James bedachte ihre Chancen gegen das geübte Paar, das ihn abschätzend musterte. Er wusste, wie es um die Börse Chardons aussah – seine Eltern gestorben und er selbst dank des Vertrags von Amiens auf Halbsold und von der Hand in den Mund lebend. Bestimmt würden sie die Gegner schlagen können, beide Kapitäne, die wie er selbst mit reichlich Prisengeldern ausgestattet, die misslichen Friedenszeiten gut durchzustehen vermochten. Chardon brauchte einen großen Gewinn, um sich weiterhin regelmäßige Mahlzeiten und ein Dach über dem Kopf leisten zu können.

„Aber gerne“, antwortet er und setzte sich.

„Unser Yankee-Captain“, sagte einer der anderen beiden, und das nicht unbedingt freundschaftlich.

Wie stets ließ James das von sich abprallen. Es gab üblere Bezeichnungen. War es seinem älteren Freund Captain Benjamin Hallowell, ebenfalls ein Yankee aus Massachusetts, nach der Schlacht am Nil nicht gelungen, ein Mitglied von Sir Horatio Nelsons legendärer „Bruderschaft“ zu werden?

„Aye, Sir“, sagte er und verstärkte seinen sonst kaum merkbaren amerikanischen Akzent.

James bedeutet Leutnant Chardon, er möge die Karten mischen. Nach einer kurzen Nachricht an Mrs. Fillion wurden sie mit belegten Broten und Bier versorgt. James war nicht hungrig, anders als vermutlich Chardon. Erfreut nahm er zur Kenntnis, wie der junge Mann sich während des Spiels sättigte. Neunzig Minuten später hatte James die Befriedigung, zu sehen, wie die beiden anderen Kapitäne eine beträchtliche Summe Geldes zu Chardon hinüberschoben.

Nachdem ihre Gegner murrend gegangen waren, wollte Chardon den Gewinn teilen, doch James schüttelte den Kopf

und hob abwehrend eine Hand, als der Leutnant protestieren wollte.

„Wo Sie gerade sind, war ich auch schon einmal“, sagte er schlicht. „Keine Widerrede, Leutnant Chardon.“

Und die kam auch nicht. Mit der Zeit würde Chardon sich, sofern er überlebte und der Krieg erneut ausbrach, sein eigenes Prisengeld verdient haben, das ihm zusätzliche Einkünfte einbringen würde.

„Sie mögen es nicht hören wollen, Captain Grey“, sagte Chardon zu ihm, als sie sich verabschiedeten, „aber Sie sind ein Mann von Ehre.“

James Grey erwiderte die leichte Verneigung, und der junge Mann verabschiedete sich, um sich in sein bescheidenes Quartier zu begeben. James ging hinauf in sein warmes, gemütliches Zimmer. Er knöpfte seine Breeches auf, zog die Stiefel aus und legte sich auf sein Bett, das nicht vom Wellengang schwankte, und grübelte über seine nächsten Schritte nach, nun, da er wusste, dass Theodora Winnings ihn vor elf Jahren geliebt hatte.

2. KAPITEL

Nach einer abscheulichen Nacht voller quälender Überlegungen, wie lange Teddy Winnings wohl auf eine Antwort auf ihren Brief gewartet hatte, schabte James sich die Stoppeln von den Wangen, strich sich über den schmerzenden Kiefer und ging die Treppe hinunter zum Speiseraum. Er begnügte sich mit Kaffee und einem Brötchen, was Mrs. Fillion nicht gefiel.

„Ich hoffe wirklich, Sie sind nicht immer noch wegen dieses unglückseligen Briefs bekümmert“, sagte sie, während sie ihm seine Tasse vollschenkte. „Ich quäle mich schon genug für uns beide.“

„Nein, nein“, log er, lenkte aber gleich ein, weil er wusste, dass Mrs. Fillion nicht dumm war. „Aye, es hat mich schon bekümmert.“

„Was wollen Sie nun deswegen unternehmen?“

Er schaute im Speiseraum umher und wünschte, es gab hier jemanden, der im Umgang mit Mrs. Fillion mehr Mumm hätte, fand aber niemanden. Männer konnten solche Feiglinge sein.

„Ich weiß es nicht“, erklärte er unumwunden.

Anscheinend war Ehrlichkeit bei Mrs. Fillion die beste Strategie. Zu seiner Erleichterung enthielt sie sich weiterer Kommentare und wechselte, die Kaffeekanne in der Hand, zum nächsten Gast.

Er hatte den Kopf voller Dinge, die er erledigen musste, doch während der schlaflosen Nacht voller Grübeleien war ein Thema aus dem wirren Haufen seiner Gedanken ganz nach oben befördert worden. Erneut strich er sich über den schmerzenden Kiefer. Ein Mann, der sich so erbärmlich

fühlte wie er gerade, konnte nur *einen* nächsten Schritt tun. Also wickelte er sich in seinen Uniformumhang und marschierte zum Marinehospital.

Da er nicht den lärmenden Schreiberlingen in der Verwaltung begegnen wollte, ging er direkt zu Haus Zwei, wo eine Ordonnanz ihn an der Tür empfing.

„Wohin des Wegs, Captain?“, fragte der Mann.

„Zu Stabsarzt Owen Brackett. Sagen Sie ihm, James Grey spräche gern ein Wort mit ihm, wenn es genehm ist.“

Der Mann salutierte und wies zu einem Warteraum. Es schien nicht genehm zu sein, denn er saß dort mindestens dreißig Minuten. Immer noch in düsterer Stimmung las James die Liste der Gefallenen im „Chronicle“ der Marine, wobei ihm einfiel, dass er dort auch einmal aufgeführt worden war. Damals hatte man angenommen, dass seine Fregatte im Pazifik bei einem Taifun untergegangen war. Als die „Nautilus“ endlich ein Jahr später in den Hafen von Plymouth einlief, hatte der Hafenmeister sehr überrascht geschaut. In Erinnerung daran musste er lächeln.

„James, was führt dich her?“, klang es von der Tür.

Wenn er, als er sich heute Morgen beim Rasieren im Spiegel sah, geglaubt hatte, er sehe müde aus, wirkte er nun, verglichen mit Owen Brackett, wie eine frische Brise.

„Ich dachte, dieser verfluchte Friedensvertrag würde dich arbeitslos machen“, meinte er zu Owen, während sie sich die Hände schüttelten.

„Kaum. Wieso habt ihr Seefahrer so häufig Ohrenentzündungen?“, fragte Owen.

„Zu viele Bordwachen bei Sturm“, antwortete James prompt. „Also, wenn du keine Zeit hast ...“

„Doch, doch. Was ist mit dir?“

Alles Mögliche. Mein Heiratsantrag von vor elf Jahren wurde angenommen, und ich erfuhr es nie. „Mein Kiefer schmerzt“, sagte er stattdessen.

Owen bedeutet ihm, ihm den Gang entlang zu seinem Sprechzimmer zu folgen. „Setz dich, und leg den Kopf zurück“, befahl er, tastete und fühlte dann mit geschickten Fingern und stellte ein paar Fragen.

„Nur ein verspannter Kiefer. Du knirschst seit Jahren mit den Zähnen“, verkündete der Arzt. „Recht häufiges Leiden in der Marine.“

„Sicher nicht! Ich knirsche nicht mit den Zähnen.“

„Doch, vermutlich vor, während und nach einer Schlacht“, widersprach Owen.

James wollte es schon erneut abstreiten, klappte den Mund dann aber wieder zu. Der Arzt hatte womöglich recht. „Und wie kuriert man das?“

„Durch Friedenszeiten. Vielleicht durch Heirat, eine Ehefrau“, antwortete Owen lächelnd. Dann sah er auf seinen Zeitmesser. „Heute gibt's Hackauflauf in der Kantine. Du nimmst den Lunch mit mir? Das Ale ist hier erstaunlich gut.“

Gemeinsam gingen sie hinunter. Unterwegs redete der Arzt mit einer Ordonnanz, die ihn auf der Treppe mit einer Frage aufhielt, über einen Fall von Syphilis. Es war mehr, als James erfahren wollte oder musste, doch er konnte nicht einen Freund unterbrechen, der, ob in Krieg oder Frieden, zu wenig Zeit hatte. Gut, dass Owen schon ein geduldiges Eheweib sein eigen nannte.

Wie versprochen war der Auflauf gut und hatte zwei Eigenschaften, er füllte nicht nur den Magen, sondern löste ihm auch die Zunge – obwohl das vielleicht auch am Ale lag. Nachdem er seinen Teller geleert hatte – er war aus jahrelanger Notwendigkeit ein schneller Esser –, beschloss James, Owen wegen des Briefes um Rat zu fragen, während der sich eine zweite Portion auffüllte.

„Hier bin ich, der stolze Besitzer eines Briefes, in dem eine junge Frau, die ich liebe, oder zumindest geliebt habe,

meinen Antrag annimmt“, schloss er seinen Bericht. „Ich bin neugierig, wie es ihr wohl während der Jahre ergangen ist.“

„Du sagst, sie ist hübsch.“

„Sehr, aber das ist nicht alles. Sie war damals so gut und freundlich zu mir.“

Selbst jetzt erinnerte James sich noch an Theodora Winnings' zarten Teint und an das tiefe Mitgefühl in ihren dunklen Augen, dem ein paar Wochen später lebhaftes Interesse folgte, als er wieder flüssige Sätze formulieren konnte und – hoffentlich – charmant war. Jung mochte er gewesen sein, doch er war ein Gentleman. Er hatte gewusst, dass er sich der Gesellschaft einer jungen Dame aus anständigem Haus erfreute, und betrug sich dementsprechend manierlich.

„Ihr Vater war ein reicher Kaufmann und hatte ein Kontor ein paar Häuser von dem Hospital und dem Kloster entfernt“, erzählte er seinem Freund. „Seine Geschäfte liefen ausgezeichnet, und ich stelle mir vor, es gab eine Menge junger Männer, die an ihr interessiert waren.“

„Vermutlich ist sie längst verheiratet“, meinte Owen.

„Aye ...“ James zögerte, sich weiter zu äußern, also sprach sein Freund für ihn.

„Aber du wirst den Atlantik überqueren und es herausfinden, nicht wahr?“, fragte er.

Owen weiß, was ich tun will, dachte James. Gerade hatte er es klar und deutlich ausgesprochen.

„Dann geh besser gleich zum Schneider, und lass dir eine Zivilgarderobe anmessen“, sagte er und stand auf.

James ergriff die Hand, die sein Freund ihm hinhielt, und schüttelte sie. „Erzähl es nicht weiter. Ich bin an Land, auf Halbsold, trotzdem bin ich mir nicht sicher, ob die Admiralität erfreut wäre.“

„Warum nicht?“, wollte Owen wissen, als sie sich wieder nach oben begaben. „Wir haben Frieden, und jene

Unannehmlichkeiten mit den Kolonien sind längst Vergangenheit.“ Er musterte James eindringlich. „Du willst zurückkehren, nicht wahr? Und nicht nur wegen Miss Winnings.“ Es war eine Feststellung, keine Frage.

„Ich weiß nicht, was ich will“, antwortete James offen. „Es gefiel mir damals in Massachusetts, aber wenn man zehn Jahre alt ist und die Eltern haben zu bestimmen ...“ Er zuckte die Achseln. „Sag nichts!“

„Ich bin so stumm wie ein Trappistenmönch“, versicherte Owen. „Gute Reise, mein Freund. Lass mich wissen, bei welchem Längengrad dein Kiefer aufhört zu schmerzen.“

James begab sich zu seinem Schneider in der Barbican Road, der seine Kladde aufschlug und ihm dazu gratulierte, dass er eine beneidenswert schlanke Figur behalten hatte, nachdem er seine früheren Maße betrachtet hatte.

„In südlichen Breiten ist das leicht, weil man sich jede Unze Fett wegschwitzt“, erklärte James.

Nachthemden und Unterbekleidung besaß er in genügender Zahl, auch Schuhwerk. Er versicherte seinem Schneider, dass er mit drei Anzügen auskommen werde und keinen Mantel benötige, da er seinen Marineumhang benutzen werde. Dann bedachte er das noch einmal. Sosehr er das Ding liebte, ein Blick darauf würde ihn sofort als Mitglied der Royal Navy verraten, was nicht so klug wäre. Er konnte seine Uniformen bei Mrs. Fillion einlagern.

Als seine Bestellung aufgegeben und ihm Fertigstellung in zwei Wochen versprochen worden war, ging James in den Laden nebenan, wo er einen Biberhut mit flacher Krone erstand, der ihm ein klein wenig albern vorkam, obwohl der Ladenbesitzer ihm versicherte, nun sei er auf dem neuesten Stand der Mode. Bestimmt würde er die einschüchternde Wirkung seines hohen Dreispitzes vermissen, doch wie Teddy Winnings ihm einst gesagt hatte - wie kam es, dass

ihm nach und nach ihre Gespräche wieder einfielen? -, war er sowieso schon groß genug.

Er stattete dem Hafenmeister einen Besuch ab, um sich vorsichtig nach Schiffen zu erkundigen, die demnächst in die Vereinigten Staaten segeln würden. George Headley hatte den Ruf, redselig zu sein. Als James erwähnte, dass er eine Überfahrt in früheres Feindesland suchte, blinzelte der Mann nicht einmal, was überraschend war.

Headley beugte sich näher. „Es geht um eine besondere Mission, nicht wahr?“, flüsterte er. „Natürlich sind meine Lippen versiegelt.“

„Sehr gut!“, antwortete James in ebenso verschwörerischem Ton, wobei er hoffte, der Allmächtige werde ihn nicht umgehend dafür strafen, dass er einen guten, wenn auch geschwätzigen Mann täuschte. „Je weniger Gerede, desto besser stehen meine Chancen, dass Boney's Agenten nichts hören.“

Der Hafenmeister nickte ernsten Blickes und wies auf ein recht geräumiges Schiff, das im Hafen vor Anker lag. „Captain, die ‚Marie Elise‘ wird Baltimore ansteuern, glaube ich. Soll ich Ihnen einen Ruderer besorgen, der Sie überbringt?“

Kaum eine halbe Stunde später saß James in der Kabine des Kapitäns, trank Madeira und zückte schließlich sein Geld für Zahlung der Überfahrt.

„Mitte Oktober werden wir nach Baltimore ablegen“, sagte Captain Monroe. „Wir gehen von einer siebenwöchigen Reise aus, mehr oder weniger.“ Der Yankee sah James scharf an. „Sie sind selbst Seemann.“

„Ja“, gab James zu. „Royal Navy. Aber das hier ist eine private Angelegenheit.“

Der Kapitän nickte, glaubte offensichtlich kein Wort und klang bemerkenswert wie der Hafenmeister. „Meine Lippen sind versiegelt. Sie werden nicht weit von Washington. D.C.

sein. Wie kommt's, dass Sie ein wenig amerikanisch klingen?“

„An der Küste von Devonshire haben viele Leute einen ähnlichen Akzent“, wick James aus, gab dann jedoch zu: „Aber Sie haben recht. Ich wurde in Massachusetts geboren.“

„Unsere beiden Länder müssen sehen, dass sie miteinander zurechtkommen, was?“

„In der Tat. Ich wohne im ‚Drake‘. Schicken Sie einen Schiffsjungen vorbei, wenn Sie bereit sind, die Anker zu lichten.“

„Sind Sie schon lange fort von Massachusetts?“, fragte Captain Monroe, als er ihn höflich an Deck begleitete.

„Siebenundzwanzig Jahre“, erwiderte James und nahm auf dem Bootsmannsitz Platz, der ihn über die Reling in die wartende Schaluppe hieven würde. Es hätte ihm nichts ausgemacht, die Kette hinabzuklettern, doch er durfte die Freundlichkeit des amerikanischen Kapitäns nicht einfach übergehen.

„Es hat sich viel verändert, Captain“, erklärte Monroe, als er der Mannschaft bedeutete, die Seile in Bewegung zu setzen.

Hoffentlich nicht alles, dachte James, seinem Kollegen zuwinkend, oder ist es zu viel verlangt zu hoffen, dass Theodora Winnings die Gleiche geblieben ist?

3. KAPITEL

Genau achtunddreißig Grad vier Minuten nördlicher Breite und achtundvierzig Grad sechsundvierzig Minuten westlicher Länge, also ungefähr in der Mitte des stürmischen Atlantiks, ließen seine Kieferschmerzen nach, woraufhin James in seinem Logbuch – ein persönliches Logbuch zu führen war eine Gewohnheit, die man nur schwer ablegte –, vermerkte, dass er das Owen Brackett, wenn sie sich das nächste Mal sahen, unbedingt mitteilen musste.

Die Passagiere auf der „Marie Elise“ waren ein ziemlich zusammengewürfelter Haufen: ein paar Amerikaner auf dem Heimweg, einige französische Auswanderer sowie Engländer, die sich nicht offener bezüglich ihrer Gründe zu reisen äußerten als er selbst. Natürlich amüsierte er sich im Stillen darüber, dass einige von denen möglicherweise das waren, was der Hafenmeister ihm zugeschrieben hatte – Spione oder Emissäre der Regierung.

Die Überfahrt war stürmisch genug, um die meisten Passagiere während der ersten Tage unter Deck festzuhalten. James hatte weder Schwierigkeiten, seine Mahlzeiten bei sich zu behalten, noch vom Deck aus die wie Öl wogenden Wasser, Vorboten von Orkanen, zu betrachten.

Mittschiffs verbrachte er nur zwei Tage, dann lud Captain Monroe ihn zu sich auf das Quarterdeck ein. James nahm an, peinlich darauf bedacht, Captain Monroes Freundlichkeit nicht auszunutzen. Aus dessen Verhalten schloss James, dass der Yankee die guten Manieren schätzte, wie sie auf dem Kommandodeck gepflegt wurden.

Der Kapitän entschuldigte sich schon vorab für einige seiner Passagiere. „Hoffen wir, sie bleiben eine Weile seekrank, und ärgern uns nicht mit Spott über Engländer, die nicht gut genug kämpfen konnten, um sich die Kolonien zu erhalten.“ Er lachte. „Und da stehe ich und mache die gleichen Bemerkungen.“

„Ich werde es überleben“, meinte James und ließ sich die Sache nicht nahegehen. „Wir müssen Freundschaft zwischen unseren Ländern halten.“

„So, wie Sie sich äußerten, könnten die Vereinigten Staaten auch Ihr Land sein“, meinte Captain Monroe. „Haben Sie vor, während Ihres Aufenthalts auch nach Massachusetts zu reisen?“

„Vielleicht. Man wird sehen.“

Meistens schaute James auf das Meer hinaus, genoss die Muße, da die Sorgen um Winde und Wellengang jemand anderem oblagen, besonders, nachdem er merkte, dass Captain Monroe sein Metier beherrschte, und fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, als Lucius – denn bald sprachen sie sich mit Vornamen an – seine Meinung bezüglich der Handhabung der Segel hören wollte.

Dass sein Kiefer nicht mehr schmerzte, war gut, noch besser jedoch war, sich in aller Ruhe an eine frühere Überfahrt in die andere Richtung zu erinnern. Den Blick unverwandt aufs Meer geheftet, rief James sich die Reise ins Gedächtnis, die er mit zehn Jahren gemacht hatte. Damals war er sehr verstört gewesen, weil sogenannte Patrioten das komfortable Bostoner Heim seiner Familie angezündet hatten. Selbst da, fiel ihm ein, hatte er nicht aus der Kolonie fortgewollt, in der er geboren und herangewachsen war und nun grausame Zeiten zu erwarten hatte.

Am schmerzlichsten war ihm der Abschied von seinem großen schwarzen Hund geworden, ein gutmütiges Tier mit geduldigen, traurigen Augen, das immerzu mit seiner

wuscheligen Rute wedelte, weil es alle Menschen als Freunde ansah. „Einen Hund wie dich, Mercury, hätte ich gern wieder“, vertraute James still dem Meer an.

Sein Vater hatte den jungen Hund so genannt, ein anhängliches und gutmütiges Geschöpf, das ein schreckliches Ende gefunden hatte. Abschaum, der sich „Söhne der Freiheit“ nannte, hatte es eingefangen und geteert und gefedert. Wenn James' Tränen den Teer hätten abwaschen können, hätte Mercury es überlebt. Er fragte seinen Vater nie, wie er ihn erlöst hatte, doch wenigstens hatte sein Liebling nicht lange leiden müssen.

Da stand er nun, ein erwachsener Mann mit einigen Fähigkeiten und einem guten Ruf unter seinesgleichen, trübsinnig wegen eines Hundes, der lange schon dahin war.

Wie er so während vieler Tage der Reise nachdenklich ins Wasser starrte, konnte er doch nicht anders, als sich zu fragen, warum er so impulsiv entschieden hatte, sofort in die Vereinigten Staaten aufzubrechen. Immerhin hatte er nicht mehr als einen Schnipsel eines fast elf Jahre alte Briefes gelesen! Er kannte sich als vorsichtigen Mann, weil ihm die ungeheure Gefährlichkeit seines Berufes ebenso bewusst war wie auch sein alles überschattendes Verlangen, alle seine Seeleute und Offiziere, die ihm untergeben waren, heil und gesund zu erhalten. Schlachten forderten rasche Entscheidungen, doch diese überhastet angetretene Reise hing ja in keiner Weise mit dem Krieg zusammen.

Im kalten Licht dieser Atlantiküberquerung rechtfertigte er sich vor sich selbst, überzeugt, dass der Frieden von Amiens, wenn auch ein zerbrechliches Vertragswerk, lange genug halten würde, um sich zu vergewissern, dass es Theodora Winnings gut ging, und doch rechtzeitig zurückzukehren, ohne dass die Admiralität etwas davon erfuhr.

Jedenfalls hoffte er das. Nun, da sein Kiefer nicht mehr ständig schmerzte und er, anstatt der üblichen vier Stunden, acht am Stück schlief, schien ihm alles möglich. Bis zu dieser Reise hatte er vergessen, wie schön es war, einfach in seiner Hängematte zu schaukeln und zu lesen.

Als die Reise sich ihrem Ende näherte, verbrachte er bei einem edlen Madeira einen angenehmen Abend in Lucius Monroes Kabine. Vielleicht trank er zu viel. Jedenfalls kam es dazu, dass er dem Yankee-Seemann von Theodora Winnings und dem so sehr verspäteten Brief erzählte.

„Bin ich ein Narr, mich auf diese Expedition zu begeben?“, fragte er.

„Möglich“, antwortete Lucius. „Sie half durch ihre Pflege, dich nach einem Rückfall der Malaria wieder ins Leben zurückzuholen?“

„Aye. Ich war ein stinkender, schwitzender, kotzender, ekliger Haufen Dreck.“

„Dann muss es Liebe sein“, scherzte Lucius. „Noch einen Schluck?“

James hielt ihm sein Glas hin. „Hab nie den Mut gehabt, sie zu fragen, warum sie überhaupt dort arbeitete. Außer den Nonnen gab es auch noch andere Pflegerinnen, doch das waren alles Sklavinnen.“

„Wer versteht schon die feinen Damen?“, meinte Lucius. Er lehnte sich zurück und rülpste gedämpft, wofür er sich vor ein paar Wochen vermutlich entschuldigt hätte, als sie noch nicht beim Vornamen angekommen waren.

Lucius brach das kameradschaftliche Schweigen. „Seit du an Bord bist, interessiert mich das schon, James: Du hast erzählt, dass du in der Kolonie Massachusetts geboren wurdest und die ersten zehn Lebensjahre in meinem Land verbrachtest. Wie stehst du heute dazu?“

„Mir gefiel es dort“, antwortete James schließlich. „Ich mochte die Leute an den Docks, die mein Geplapper nicht

störte, und ich mochte meine Freunde, die mit mir fischen gingen. Mein Vater war der Stellvertreter von Benjamin Hallowell senior, der damals als Hochkommissar der Admiralität eingesetzt war. Papa ließ mich auf den Docks herumstromern.“

Er sah an der Art, wie der andere nickte, dass der wohl eine ziemlich ähnliche Kindheit gehabt hatte. „Du verstehst, Lucius, nicht wahr? Es herrscht hier eine Freiheit, die ich nicht erklären oder verstehen kann.“

„Willst du hin, um davon noch einmal zu kosten, oder ist es wegen Miss Winnings?“

„Wenn ich das nur wüsste.“

Nachdem die „Marie Elise“ in Baltimore angelegt hatte, marschierte James die Gangway hinab, sog tief die Luft ein, merkte, dass sie nicht anders roch als in Plymouth, und lachte, amüsiert über sich selbst. Dank der hilfreichen Instruktionen von Captain Monroe buchte er eine Fahrt auf einem Küstenschiff nach Charleston in Süd-Carolina.

Nach einem guten Abendessen mit Lucius in einem Gasthaus und einer Nacht in der Herberge direkt nebenan begab James sich an Bord der „Annie“, die ihn wiederum eineinhalb Tage später wohlbehalten in Charleston absetzte – obwohl das Schiff weniger solide war, als ihm zusagte, und die Mannschaft aus recht zwielichtigen Gestalten bestand.

Er hatte seine Sachen in seinen alten Seesack gestopft, der sich immer noch ganz natürlich seiner Schulter anpasste. Nach einem kurzen Spaziergang, bei dem er sich mühte, den wiegenden Gang des Seefahrers abzulegen, stand er vor der „Magnolia Tavern and Inn“, atmete einmal tief ein und fragte sich erneut, was er hier eigentlich machte.

Den Lunch ließ er aus. Nachdem er sein Gepäck in seinem Zimmer, das einen Blick auf eine Allee aus prächtigen Magnolienbäumen bot, abgestellt hatte, marschierte er zu dem Gebäude, in dem sich Mr. Winnings Geschäft befand. Zumindest ging er dahin, wo es hätte sein müssen, und starrte hinauf zu dem im Wind schaukelnden Schild, auf dem „Süd-Carolina Warenhaus“ stand. Er rief sich ins Gedächtnis, dass elf Jahren zwangsläufig viele Veränderungen brachten, und öffnete die Tür.

Die Gerüche waren geblieben - Stockfisch, würziger Tabak, Terpentin. James bildete sich ein, dass er sogar den Verkäufer hinter dem Tresen erkannte, ein Mann mit altmodischer Perücke und riesiger Nase.

„Kann ich Ihnen helfen, Sir?“

James genoss den weichen Tonfall der Aussprache und staunte, wieso englischsprachige Menschen, die die britischen Inseln vor noch nicht gar so langer Zeit verlassen hatten, so anders klingen konnten. Das hatte er damals auch Theodora Winnings gefragt, als er endlich wieder zu vernünftigen Äußerungen imstande war. Sie hatte ihn daran erinnert, dass die aus Afrika stammenden Sklaven die Sprechweise in den Südstaaten stark beeinflusst hatten.

„Ja, vielleicht können Sie mir helfen“, begann er. „Als ich vor etwa elf Jahren hier in den Hafen kam, gehörte dieser Laden einem Mr. Winnings. Was ist geschehen?“

„Mr. Winnings starb am Gelbfieber, und seine Witwe verkaufte das Geschäft an den jetzigen Besitzer.“

Na, das war ja ein guter Anfang. Was nun?

„Wo lebt die Witwe mit ihrer Familie jetzt?“, erkundigte er sich.

Der Mann zuckte die Achseln. „Sie hatte keine Familie. Weiß nicht, wo sie jetzt ist.“

„Keine Familie? Ich erinnere mich genau an eine Tochter“, wandte James ein. Wer könnte Theodora Winnings und ihren

ruhigen, unauffälligen Liebreiz vergessen? *Er* offensichtlich nicht.

„Nein, da war keine Tochter.“ Und nach einer Pause. „Woher kommen Sie, Sir?“

„Von nirgendwo, scheint mir.“ James staunte über sich selbst. „Ich bin ein Schiffskapitän.“

„Irgendwo aus dem Norden?“

„Zeitweise. Keine Ahnung, wo die Witwe ist?“

Die Türglocke läutete, und drei Männer traten ein. Der Mann hinter dem Tresen nickte James höflich zu und verabschiedete ihn damit sozusagen. „Gentlemen, kann ich irgendwie helfen?“

James verstand den Wink und verließ das Geschäft. Einen Moment verharrte er auf dem Gehweg, dann wandte er sich südwärts, zuversichtlich, dass die Barmherzigen Schwestern ihr Kloster nicht verlassen hatten.

Da war es und sah ziemlich genauso aus wie früher. Er erinnerte sich an den Efeubewuchs der Mauern, doch ein Großteil der Ranken war vor Jahren bei einem Hurrikan abgerissen worden, hatte er jemanden erzählen hören. Die Heilige Jungfrau lächelte von ihrem hohen Piedestal auf ihn herab und rief ihm in den Sinn, wie es war, als er das Standbild zum ersten Mal erblickte – er hatte rücklings auf eine Trage hingestreckt gelegen, und es schien direkt auf ihn niederzufallen. Er hatte gekreischt wie ein albernes Mädchen. Ach, jene Fieberfantasien!

Er zog die Glocke und wartete auf leise huschende Schritte von drinnen. Er betete selten, wenn überhaupt, doch nun betete er, dass jemand wissen möge, wo Theodora Winnings lebte. Resolut straffte er die Schultern, um sich den Tatsachen zu stellen: Wenn der Verkäufer sagte, die Witwe Winnings habe keine Kinder, könnte Teddy Winnings ebenfalls gestorben sein.

„Enttäusche mich nicht“, sagte er laut, unsicher, ob er versuchte, seinen nicht existierenden Einfluss auszuüben – auf Gott oder die Welt allgemein, die beide in letzter Zeit mit ihren Wohltaten gezeigt hatten. Er riss sich zusammen und fügte in Gedanken hinzu: Bitte, *Sir*.

Ehe er noch einmal läuten konnte, öffnete sich die Tür, er sah ein junges Gesicht, eine Novizin. Auf ihre ruhige, aber praktische Art hatte Teddy ihm erzählt, dass jede Gelbfieber-Epidemie dem Kloster neue junge Mädchen zuführte, weil sie nach dem Verlust der Angehörigen nicht wussten, wohin sie sich sonst wenden sollten.

„Sir?“, fragte die Novizin.

Er nahm seinen Hut ab. „Ich suche nach Miss Theodora Winnings, die hier früher geholfen hat. Ihr Vater war Besitzer des Ladens, der nun ‚Süd-Carolina Warenhaus‘ heißt. Können Sie mir weiterhelfen?“

Sie öffnete ihm die Tür, und er trat in die vertraute Kühle ein, die damals sein Fieber ebenso gedämpft hatte wie die bloße Anwesenheit Theodoras an seinem Bett, selbst wenn sie nichts tat, als seine Hand zu halten.

„Ich bringe Sie zur Äbtissin. Folgen Sie mir bitte.“

Neben ihr schritt er den langen Korridor entlang, nahm das vage Aroma von Weihrauch wahr und etwas Schärferem, das nach Krankheit und Ansteckung roch, und da war etwas, das ihm immer noch im Gedächtnis haftete, unterschwellig ein leicht modriger Geruch nach Verfall, bedingt durch das schwülwarme südliche Klima.

Die Novizin klopfte an eine mit Schnitzwerk versehene Tür, lauschte mit dem Ohr am Türblatt, dann öffnete sie sie und trat ein, wobei sie ihm bedeutete zu warten.

Während des leisen Gesprächs drinnen blieb er im Gang, dann trat er in den Raum, da die Nonne hinter dem Schreibtisch ihm winkte. Die Novizin glitt auf leisen Sohlen hinaus.

Die Ordensschwester deutet auf einen Stuhl und faltete ihre Hände auf dem Tisch. Ohne einen Augenblick auf eine Einleitung zu verschwenden, sagte sie: „Ich habe seit Jahren nicht an Theodora Winnings gedacht. Sie offensichtlich schon.“

Er hätte es errötend leugnen können, doch über das Stadium des Errötens war er schon längst hinaus. „Ja, in der Tat, Schwester ... Schwester ...?“

„Mutter Oberin“, korrigierte sie. „Und Sie sind ...?“

„Captain James Grey von Seiner Majestät Royal Navy.“

Nach dieser Aussage schaute sie ihn lange an, mit einem Blick, der ihn bis aufs Unterhemd, ja bis hinab zu den Strümpfen, in denen er steckte, abzuschätzen schien. „Ich erinnere mich an Sie, Sir. Einige Wochen hatten wir kaum Hoffnung, dass Sie überleben würden.“ Sie gestattete sich ein Lächeln. „Ihr Schiff segelte sogar ohne Sie ab.“

„Mit dem Versprechen zurückzukommen“, erinnerte er sie. „Aye, aber Sie haben recht. Ich dachte oftmals selbst, es nicht zu schaffen. Manchmal schien mir der Tod fast willkommen.“

Sie schmunzelte, möglicherweise alles an Gefühlsäußerung, das ihr Orden zuließ. „Als wir alles, was in unserer Macht stand, getan hatten, hielt Teddy Ihre Hand.“

Nun war er an der Reihe, und er folgte ihrem Beispiel – sprach offen und unmissverständlich. „Ich hege Zweifel, ob Sie es wissen, doch an jenem Morgen, als ich mit eigener Kraft, auf eigenen Beinen, von hier fortging, um auf meine Fregatte zurückzukehren, ließ ich ihr einen Brief hier. Darin machte ich ihr einen Heiratsantrag, aber ich hörte nie mehr von ihr. Ich möchte wissen, wie es ihr geht. Das ist alles. Der Mann in dem Warenhaus sagte mir, die Witwe Winnings habe keine Kinder, doch das kann nicht stimmen. Wo ist Theodora?“

Nur ein Idiot hätte nicht bemerkt, dass er hier den Frieden einer Frau störte, die womöglich gelobt hatte, in jeder Angelegenheit Ruhe zu wahren. Hastig stand sie auf, wandte ihm den Rücken zu und sah starr aus dem Fenster.

„Ich hoffe, sie ist nicht verstorben“, sagte er. „Sie soll wissen, dass ich Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hätte, um ihr zu antworten, wenn ich von ihrem Schreiben gewusst hätte. Aber ihr Brief wurde verlegt, und ich erhielt ihn erst dieses Jahr im September. Zugegeben, elf Jahre sind eine lange Zeit ...“ Er verstummte.

Obwohl die Mutter Oberin ihm den Rücken zukehrte, reichte seine Menschenkenntnis aus, um zu sehen, wie aufgewühlt die Frau war. „Ich hatte gute Absichten“, betonte er. „Schließlich machte ich ihr einen Antrag.“

Sie drehte sich um. „Sie verstehen nicht.“

„Was verstehe ich nicht?“, fragte er und rüstete sich innerlich, wenn er auch keine Vorstellung hatte, wogegen. „Mrs. Winnings muss Kinder gehabt haben. Und eines war Teddy.“

„Teddy ist eine Sklavin.“